Berliner Plauderei.

Das russische Ballet im Neuen Königlichen Opernthea ter. — Eine neue Tanzkunst. — Stravinsky's Musik.

Berlin, 9. Dezember.

Wir amüsieren uns so gut wir können, und das Amüsanteste dabei ist, daß so viele Leute im Stande sind zu glauben sie amüsierten sich, wenn das auch gar nicht der Fall ist. Der Wille zum Amüsement also ist bestimmt vorhanden, und das allein genügt schon zum Beweis dafür, daß kein Mensch hier ernstlich an Krieg denkt. Das heißt — — —, so ganz absolut läßt sich das nicht behaupten, denn wer zum Beispiel jetzt hingeht und Geld leihen will, dem wird es bald genug zum Bewußtsein gebracht, daß es irgendwo auf der Welt Krieg giebt, trotz des Waffenstillstands. Die Zinsen, die Zinsen! Wer ist denn reich, respektive kreditreich genug, um die Zinsen bezahlen zu können, die uns jetzt die Banken für das unschuldigste Lombardieren abnimmt! Ah, der Krieg ist in der That eine Kalamität, und schon wegen des hohen Lombardzinsfußes sollte die Einweihung des Carnegie'schen Friedenstempels beim Haag beschleunigt werden. Vorausgesetzt natürlich, daß das etwas hilft, — — was ja manche Leute bezweifeln.

Betrachtet man sich aber die Sache einmal bei Licht, dann kann man wirklich zu der Ueberzeugung kommen, daß der Krieg doch sein Gutes hat, daß man ihn gar nicht verfluchen und aus der Welt wegwünschen soll. Denken Sie nur einmal, wie viele Anlehen, die ohne Kriegsstimmung leichtsinnig daran gefordert und beinahe ebenso leichtsinnig bewilligt würden, jetzt wegen des Krieges nicht aufgenommen werden können, und wie viel Kummer und Unglück das den „would be" — Leihern erspart! Daß geliehenes Geld kein Glück bringe, ist stets die Lehre Derer gewesen, die uns keins leihen wollen; wenn sie uns nun wirklich keins leihen können, oder wir die Zinsen nicht zu erschwingen vermögen, bleiben wir doch vor einem wahrscheinlichen Unglück gnädig bewahrt. Sehen Sie, da muß doch der friedfertigste Mensch zu einem Lobpreiser des Krieges werden. Man muß eben nur tief genug über einen Gegenstand nachdenken, dann kommt schon — — das Umgekehrte heraus. — — —

Aber daß der wirkliche, blutige Krieg zu uns kommen werde, glauben wir doch noch lange nicht. In vierzehn Tagen kann sich zwar allerlei ereignen, und wenn dieser Brief vom Schicksal der Druckerschwärze betroffen wird, mag die Situation schon einen blutigeren Anstrich bekommen haben. Vorläufig amüsieren wir uns und weisen den Gedanken weit von uns, daß wir auf einem Vulkan tanzen. Dagegen lassen wir uns etwas vortanzen, nicht auf vulkanischem Boden, sondern auf der wackeligen Bühne des sogenannten „Neuen Königlichen Opernheaters", welches historische Etablissement unter dem Namen „Kroll's" einstmals einen angenehmen Ruf besaß. Dort tanzt zur Zeit das „Russische Ballet." Nicht das „Kaiserlich" russische, sondern das des „Generaldirektors" Sergei von Diaghilew. Ist den leichtfüßigen Herrschaften die Bezeichnung als „Kaiserlich" nicht mehr gestattet, so tanzen sie doch immer noch königlich, und die meisten von ihnen haben früher zu dem Kaiserlichen Ballet gehört. Es ist dieselbe Gesellschaft, die ich im vorigen Sommer in London im Convent-Garden sah, die den Parisern die Augen übergehen ließ, kurz es sind die berühmten Hopser und Springer, die das ganze westliche Europa vor ein paar Jahren in größtes Erstaunen darüber versetzten, daß die alte Balletkunst noch nicht tot überwunden, sondern noch sehr lebendig und sprungfertig sei. In Paris und Wien, die vor, als Balletstädte in Betracht kommen, war man ja am meisten erstaunt darüber, daß es thatsächlich Tänzerinnen gab, die sich ihrer Aufgabe mit Eifer und Leidenschaft hingaben, die während des Tanzens garnicht daran dachten, ob sie nicht nach der Vorstellung, wenn sie ihre Kavaliere zum Souper begleiten, zu ermüdet aussehen würden.

Sie haben von diesen Russen ja auch drüben eine Probe bekommen, vor allem die unvergleichliche Pawlowa, — — die übrigens nicht in diesem Ensemble auftritt; sie beginnt ihr Einzelgastspiel erst Ende des Monats, — — ich brauche mich also nicht auf die eigenartigen Reize ihrer Tänze einzulassen. Aber, seitdem diese wundervoll trainierten Russen und Russinnen außerhalb des Zarenreiches ihre Kunst ausgeübt haben, ist mit ihnen eine überraschende Veränderung vor sich gegangen. Als sie zuerst in Deutschland erschienen, räumten wir ihnen gerne ein, daß eine solche überraschend einheitliche und beinahe vergeistigte Virtuosität einen fast mit der thatsächlichen Unnatur des konventionellen Balletts aussöhnen könne. Und die Halb- und Ganz-nackt-Tänze, die in Deutschland treibhausartig kultiviert worden waren, die Dunkaniaden, gerieten durch das Beispiel der technisch hochentwickelten Russen um so schneller in Mißkredit. Aber die Bevölkerung mit den unreifen Versuchen zu einer neuen Tanzart, respektive mit [illegible] Abzweigungen, zur antiken Art zu [illegible], mußten doch auch auf die Russen Eindruck machen. Dann kam endlich zu diesen unklaren und dilettantischen Versuchen noch das geradezu revolutionierende rhythmische System des Herrn Dalcroze, und nun sind wir soweit, daß die alte Balletkunst, wie sie unsere Großväter verehrt haben, mit einer neuen, frühlingshaften, durch und durch natürlichen Körperbewegungskunst einen neuen Bund zu schließen im Begriff steht. Man sehe sich zum Beispiel das Ballet „Kleopatra" an, das natürlich auch Fokin konstruirt hat. Da giebt es selbst bei der Solotänzerin, bei Tamar Karsavina, kein Trikot mehr; nun, und die männlichen ägyptischen Sklaven behelfen sich mit einem kargen Handtuch, das sie um die Hüften winden. Sonst alles nackt. Indezent? Keine Spur! Ich glaube, der lüsternste Mensch wird gerade derjenige sein, der die Rückkehr zum Trikot predigt. Gestern war der Kaiser da, der ausnahmsweise einmal ein paar Stunden in Berlin zu weilen vermochte. Er war entzückt, er ging so weit, ganz ernsthaft zu erklären: Jetzt brauche man ja gar keine Archäologen mehr nach Aegypten zu schicken, hier, beim russischen Ballet, könne man orientalische Kostüme studiren. Ich gehe aber noch weiter, — ich gehe stets gern noch weiter als der Kaiser, — ich behaupte, daß durch das Abstreifen der geheuchelten Nacktheit eine Natürlichkeit in die Tanzbewegungen gekommen ist, von deren Reiz man während der Herrschaft der Trikotherrlichkeit überhaupt keine Ahnung hatte. Schon bei Gelegenheit der Dalcroze'schen Festspiele in Hellerau habe ich, wenn ich nicht irre, davon gesprochen, welche unsagbare uns sonst ganz unbekannte Grazie der weibliche Gang bekommt, wenn der nackte Fuß den Erdboden berührt. Sehen unsere an verrückte Schuhbildungen mit unmöglichen Absätzen gewöhnte Augen zuerst den weiblichen Fuß nackt in der Ruhe, so erfaßt uns ein stilles Entsetzen über seine Größe und „Unförmlichkeit". Wie durch einen Zauber wird aber dieser Eindruck weggewischt, sobald der Fuß und das Bein zu schreiten beginnt. Wohlbemerkt, wenn das Mädchen sich an die nacktfüßige Vorwärtsbewegung schon gewöhnt hat.

Und so ist es mit jeder Bewegung, ja mit jeder Körperform der Frau wie des Mannes. Der ganze theatralische Hokuspokus verschwindet und die lebensfrische Natur tritt vor unsere entzückten Augen. Freilich sieht man noch die Erinnerungen an die gewohnten „Pas" und „Pirouetten" hier und da durchbrechen, aber das Konventionell-Balletmäßige wird doch immer mehr in den Hintergrund gedrängt.

Allerdings noch nicht in allen Darbietungen der Russen. Wenn zum Beispiel der wunderschöne Mann, der vergötterte Nijinski auf der Bühne steht, ist das alte Ballet in all' seiner Herrlichkeit da. Trotzdem ich nun für besagtes Ballet konventionelles Ballet so gut wie gar nichts übrig habe und außerdem einen natürlichen — meinetwegen von blassem Neid eingegebenen — Widerwillen gegen „schöne Männer" hege, finde ich das Springen und vor allem das hüpfende Laufen dieses Nijinski unnachahmlich schön. Nur möchte ich gern einmal wissen, ob nicht doch die glänzenden hellseidenen Trikots zu diesem Reiz etwas mit beitragen, oder aber, ob noch ein ganz neuer Reiz hinzukäme, wenn Nijinski seine wunderbar symmetrischen Beine so springen ließe, wie Gott sie ihm beschert hat. Indessen setze ich wenig Hoffnung auf die Entwicklungsfähigkeit dieses Damenlieblings. Ein Mann wird nicht ungestraft wegen seiner körperlichen Reize von den Frauen vergöttert; wenn der geistige Reiz sich nicht hinzugesellt, kapselt er sich nach und nach als schöne Puppe ein.

Was ich in „Kleopatra", in „Scheherazade", zum Theil auch im „Feuervogel" und in „Petruska" gesehen oder zu sehen geglaubt hatte, nämlich den Einfluß der reinigenden rhythmischen Art des Dalcroze, machte mich neugierig. Und so erfuhr ich denn auch von den maßgebenden Persönlichkeiten, daß man allerdings schon mit Dalcroze in Verbindung stehe und weitere Vorschläge und Weisungen von ihm erwarte. Bravo! Eine Revolution, die alles blindlings guillotinirt, bereitet nothwendiger Weise eine längere Periode der Stagnation vor; eine Revolution aber, die nur das Verbrauchte niedersäbelt, den positiven Kern des Bestehenden sich dagegen einverleibt und zur Entwicklung bringt, wird zur segensreichen Reform. Und Dalcroze ist klug genug, um zu wissen, daß die Technik des alten Ballets auch etwas werth ist, daß er daraus gerade für sein System profitiren kann. Umgekehrt mögen ihm neue Tanzideen aus der intimeren Beschäftigung mit dieser vollendeten alten Balletkunst aufgehen.

Einst sah ich das russische Ballet in seiner Heimath, im Marientheater zu St. Petersburg. Nie und nimmer kann ich mir vorstellen, daß auch dort sich die moderne Tanzauffassung einbürgern könnte. Ich glaube, die gesammten Großfürsten würden gegen das Fallen der Gazeröckchen und der Trikots Protest einlegen, denn gerade in diesen zarten Kleidungsstücken scheint ihre Illusion zu ankern. Aber was verschlägt's, wenn sie sich an der Newa noch eine Weile weiter nach dem alten Stil amüsiren! Einmal wird's auch in Rußland zu dämmern anfangen, wenn wir's auch nicht mehr erleben.

Man tanzt nicht ohne Musik, oder aber man wünscht zu den wilden Völkerschaften gerechnet zu werden. Und von dieser Tanzmusik der Russen muß ich noch ein Wörtchen sagen. Sie haben da einen ganz jungen, schmächtigen Menschen, Igor Stravinsky mit Namen, der die Musik zum „Feuervogel" und „Petruska" komponirt hat. Es sind fabelhafte, respektive komische Pantomimen, mit einem starken bizarren Einschlag. Namentlich Petruska, eine russische Jahrmarkts- oder Karnevals-Posse, geht weit in's Groteske hinein. Drei Gliederpuppen belustigen die Menge, in der Mitte eine Art Kolombine, rechts von ihr der zum Unglück bestimmte Pierrot, links der kohlrabenschwarze gefeignete Neger. In vier Szenen wird uns der tragische Verlauf pantomimisch und tänzerisch höchst pointirt vorgeführt. Die degenerirte Kolombine zieht das schwarze Scheusal der wohlerzogenen weißen Gliederpuppe vor, und die letztere muß ihr Leben lassen, so daß die Sägespähne schließlich nur so über die Bühne stäuben. Nicht allzu schwer, zu den wahnwitzigen Vorgängen ein mehr oder minder geeignetes Orchestergeräusch zu ersinnen. Aber Stravinsky hat sehr viel mehr gethan. Gleich beim ersten Hören erhält man das Bewußtsein, daß diese beschreibende, charakterisirende Musik nicht bloße Begleitung, musikalische Einkleidung ist; ja, es ist mir sogar passirt, daß ich den Bühnenvorgängen nur ganz mechanisch folgte, während mein Geist durch die Musik beschlagnahmt wurde. Und dabei ist's doch allermodernste Musik, von der man wohl behaupten darf, daß sie uns meistens nur sporadisch aufwirbelt, aber selten im Allgemeinen dauernd in Bann schlägt. Richard Strauß, der sich Petruska anhörte, soll die geistreiche Bemerkung haben fallen lassen, daß es immer interessire, seine Nachahmer kennen zu lernen; indessen traue ich ihm solche selbstgefällige Albernheit garnicht zu. Er ist dafür eigentlich zu klug. Freilich merkt man in Stravinsky's Musik den Einfluß von Richard Strauß zuweilen ganz deutlich, aber lange nicht so oft und so auffällig, wie zum Beispiel bei Strauß den Einfluß Wagners, Meyerbeers und Mendelssohns. Dann aber hat Stravinsky etwas so unverkennbar Russisches, daß Strauß darüber vollständig in Vergessenheit geräth. Nein, dieser junge Stravinsky scheint eine musikalisch recht selbständige Natur zu sein, und da er unverdrossen seines Weges geht, darf man von ihm noch Bedeutendes erwarten. Ob es empfehlenswerth sein wird, diese Pantomimen- und Tanzmusik zu kondensiren und als eine Art von Tanzsuite im Konzertsaal spielen zu lassen, möchte ich nicht so ohne weiteres entscheiden. Es käme viel auf die Einkleidung an. Aber das Eine weiß ich, daß kein Musiker sie hören wird ohne zu fragen: Wer hat denn das komponirt? Was mich betrifft, so habe ich schon manche neue, auch namhafte Oper gehört, ohne das geringste Verlangen nach Einblick in den Klavierauszug zu spüren. Aber nachdem ich diese beiden Ballets gehört hatte, ruhte ich nicht eher, als bis ich die Noten vor der Nase hatte. Und die Augen haben mir dann bestätigt, was die Ohren schon wußten: daß dieser Stravinsky ein sehr hoffnungsvolles Talent ist. —

Fünfzehn Mark muß man für den Sitz bezahlen, will man der Wonnen dieses russischen Ballets und seiner Musik theilhaftig werden; aber ich bin selten aus dem Krollschen Opernstall so befriedigt nach Hause gegangen, wie von diesen Balletvorstellungen; und zwar auch dann nicht, wenn ich garnichts bezahlt hatte.

Und nun ist die trübe Aussicht vorhanden, daß uns dieses „königliche Opernheater" doch noch länger erhalten bleibt; denn neuerdings sieht es wirklich so aus, als würde auf einen anderen Platz für das neue Königliche Opernhaus gefahndet. Gewiß gehört es anderwärts hin, die Gegend von Kroll ist — meiner unmaßgeblichen und uninteressirten Meinung nach — zu entlegen. Aber das Unglück wäre doch groß, wenn in Folge solcher Lokalveränderung die alte „Shanty" noch weitere Jahre für Volksschauspiele (Tegernseer etc.), Kino-Darstellungen, Große und kleine Oper, russische Balletvorstellungen usw. benutzt werden würde. Das einzig passende wäre eine permanente Hundeausstellung, denn auf den Hund ist dieses königliche Etablissement längst gekommen. Außerdem würde der Duft der ausgestellten Hunde die jetzt herrschende Atmosphäre nicht verschlechtern, wohl aber erträglicher machen können. Riecht man einen Hund, so weiß man doch gleich, woran man ist; jetzt aber weiß kein Mensch, was gerade bei Kroll's gekocht wird. Nur das eine ist immer gewiß: es riecht!

August Spanuth.

Auf dem Standesamt.

Standesbeamter (der sich etwas verspätet hat): „Warten die Herrschaften schon lange?"

Bräutigam (ärgerlich): „Gewiß, wir hätten schon wieder geschieden sein können!"

Von der Lokalbahn.

„Ist die Fahrt Nachts nicht gefährlich?"

— „Bewahre, da geht der Schaffner mit seiner Laterne voraus!"

Girgl (der sich gegen Hagelschlag hat versichern lassen): „Schad', daß man den Hagel net auch machen kann!"

New Yorker Plauderei.

Ein Sieg über die Mucker. — Von der Thräneninsel. — Schnelldampfer.

Das Appellgericht in Albany hat entschieden, daß es kein Verbrechen ist, des Sonntags die Aufmerksamkeit des Publikums auf einen bevorstehenden Landverkauf zu lenken, so lange nicht „Attraktionen lärmender Art zum Anlocken prospektiver Käufer zur Anwendung gekommen sind" oder keine öffentliche Auktion stattgefunden hat.

Das Gericht verfügte die Entlassung Thomas Dunford's, Agenten einer Landentwicklungs-Gesellschaft, die Grundeigenthum auf Staten Island verkauft, aus dem Gewahrsam. Dunford war der Verletzung des Strafgesetzes überführt worden, weil er einen Detektiv, der sich in einem Auto befand, das Dunford für den Transport von auf der Suche nach Heimstätten befindlichen Personen gemiethet, zum Ankaufe eines Grundstückes zu bewegen versucht hatte.

* * *

Es ereignen sich auf Ellis Island Fälle, in denen die Inquisition viel lieber ihre sogenannte Pflicht der Regierung gegenüber außer Acht lassen und sich von dem Mitgefühl für in's Unglück gerathene Einwanderer leiten lassen möchte, wenn diese ihr zur Entscheidung über ihr ferneres Schicksal vorgeführt werden. Denn häufig ist es so offensichtlich, daß die Leute unverschuldet in's Unglück gerathen sind, daß es den Inquisitionsbeamten recht schwer fällt, dem Gebot des Gesetzes oder dessen Auslegung durch die maßgebenden Gewalten zu folgen. Ein solcher Fall scheint der einer Familie Meyer zu sein, die unter außergewöhnlichen Umständen auf der Insel hängen geblieben ist.

In der zweiten Kajüte der „Pennsylvania" kam die aus Hannover stammende Frau Emma Meyer mit zwei kleinen Kindern herüber, um sich ihrem Gatten anzuschließen. Vor der Ankunft der Familie hat die Einwanderungsbehörde von irgend einer Person die Mittheilung erhalten, daß Amonduz Meyer, der Gatte der Frau, sich vor etwa sechs Wochen der gerichtlichen Verfolgung entzogen habe, und daß seine Familie hier eintreffen werde. Natürlich wurde infolge dieser Mittheilung die Familie bei ihrer Ankunft nach Ellis Island geschickt, und der ahnungslose Mann stellte sich dort ein, um die Seinen loszueisen. Vor der Inquisition wurde er von der gegen ihn erhobenen Beschuldigung in Kenntnis gesetzt. Er erklärte, er habe in der Heimath geschäftlich Schiffbruch erlitten, und seine Gläubiger hätten sein ganzes Hab und Gut veräußert, um sich nach Möglichkeit schadlos zu halten. Nun stellte sich aber heraus, daß Meyer sich auf einem Dampfer herüber gearbeitet und den Dampfer hier verlassen hatte, ohne die übliche Inspektion durch die Einwanderungsbehörde durchgemacht zu haben. Die Inquisition mit der Familie, die einen sehr guten Eindruck macht, aufrichtigste Sympathie, doch konnte sie unter den obwaltenden Umständen nicht das die Leute erlösende Wort sprechen, denn Meyer ist thatsächlich auf gesetzwidrige Weise in's Land gelangt und muß jetzt den Nachweis liefern, daß die gegen ihn erhobene Beschuldigung haltlos ist. Die Familie muß im Karzer bleiben, bis diese Sache erledigt ist.

Seit zwei Monaten befinden sich der 19 Jahre alte Ciolik Walerjan und seine 16 Jahre alte Schwester Leopolda als Ausgeschlossene auf der Insel, und nur der Vermittelung des Vertreters der Polnischen Gesellschaft haben sie es zu verdanken, daß sie nicht längst wieder in der Heimath eingetroffen sind. Die Beiden kamen am 19. Oktober mit dem Dampfer „President Grant" an und wollten zu ihrem Onkel Ompry Rwaczewski nach No. 817 Fünfte Str., Manhatian. Zwei Wochen vor ihrer Ankunft hat die Gattin des Onkels eine Besuchsreise in die Heimath unternommen, und als der Onkel Neffen und Nichte abholen wollte, weigerte sich die Einwanderungsbehörde, das Mädchen mit ihm ziehen zu lassen, der junge Ciolek wollte die Schwester nicht allein auf der Insel zurücklassen und so wurde das Paar einfach ausgeschlossen. Den Bemühungen des polnischen Vertreters gelang es, Bruder und Schwester vor der Deportation zu bewahren, indem er nachwies, daß der Onkel seine Gattin per Kabel zur schleunigsten Rückkehr aufgefordert und sie geantwortet hat, daß sie am 23. Dezember wieder hier eintreffen werde. Während des Aufenthaltes auf Ellis Island muß der Onkel die Beköstigung für die Beiden bezahlen, da die Dampfergesellschaft unter den obwaltenden Umständen nicht verpflichtet ist, für die Verpflegung der Detinirten aufzukommen.

* * *

Eine deutschländische Zeitschrift brachte dieser Tage einen Artikel über die Dauer der Ueberfahrt von Europa nach Amerika, in dem die Fortschritte, die der atlantische Verkehr in den letzten hundert Jahren gemacht hat, dargelegt wurden.

Zur Zeit der Segelschiffe rechnete man für die Amerikareise fünf bis sechs Wochen, und der Hamburger Dreimaster „Hoffnung" hielt als erster Schnellfahrer den Rekord, er legte im Jahre 1801 die Reise in dreißig Tagen zurück. Der erste Ozeandampfer „Savannah" brauchte im Jahre 1819 noch fünfundzwanzig Tage, und im Jahre 1830 baute der englische Reeder Cunard, der Begründer der nach ihm benannten Linie, Dampfer, die die Strecke in achtzehn Tagen zurücklegten. Seitdem war man darauf bedacht, die Ozeanreise vermittels besserer und schnellerer Schiffe abzukürzen und angenehmer zu gestalten. Im Jahre 1848 schuf die „Britannia" einen neuen Rekord, vierzehn Tage; vier Jahre später kam die „Acadia" in zehn und nach weiteren vier Jahren die „Persia" in neun Tagen herüber.

Der vorerwähnte Artikel der deutschen Zeitschrift fährt dann wörtlich fort:

„Mit der Einführung der Schiffsschraube für die Ozeandampfer und des Stahles als Baumaterial gelang dann eine weitere Verkürzung der Reisedauer. 1860 sehen wir den ersten Schrauben-Dampfer, den „Excelsior", den Ozean in 8 Tagen kreuzen, 1862 brauchte der Hamburger Dampfer „Prussia" nur noch 7 Tage. 1887 erreichte die in Deutschland erbaute „Lahn" ihr Ziel in 6 Tagen. Die heutigen erstklassigen Ozeanriesen legen die Reise in durchschnittlich 5 Tagen zurück. Damit dürfte aber auch die Mindestzahl der Reisetage so ziemlich erreicht sein, nicht etwa, weil man noch noch schnellere Schiffe bauen könnte, sondern weil diese sich infolge der allzuviel Platz beanspruchenden Maschinenanlagen nicht mehr rentiren würden."

Die Artikel deutscher Zeitschriften haben gewöhnlich den Vorzug der Gründlichkeit und Richtigkeit, aber dem eben erwähnten Artikel kann man weder das Eine, noch das Andere nachrühmen. Der guten alten „Prussia" der Hamburger rechnete man es hoch an, wenn sie nach zwölftägiger Reise hier ankam, da sie gewöhnlich einen oder zwei Tage länger brauchte; und der Stolz der Bremer Linie, die „Lahn", die das schnellste deutsche Schiff und einer der schnellsten Ozeandampfer seiner Zeit war, hat niemals ihr Ziel in sechs Tagen erreicht. Die „Lahn" war ein neun-Tage-Dampfer und hat gelegentlich, unter außergewöhnlich günstigen Umständen einen Rekord von acht Tagen geschaffen.

Ebenso ist es unrichtig von einer Reise in fünf Tagen als Durchschnittsleistung der erstklassigen Ozeanriesen unserer Zeit zu sprechen. Es giebt im Ganzen kaum ein Dutzend Ozeandampfer, die die Reise von Land zu Land (d. h. von New York bis Plymouth oder Queenstown oder Cherbourg) in weniger als sechs Tagen zurücklegen, und in dieser Rekordliste ist die deutsche Schiffsbauindustrie so glänzend vertreten, daß man im patriotischen Uebereifer keine Ungenauigkeit zu begehen nöthig hat. Die „Mauretania" und „Lusitania" fahren mit vier Tagen und zehn respektive fünfzehn Stunden; die „Lucania" folgt mit fünf Tagen sieben Stunden und die „Viktoria Luise" der Hamburger hat vor ihrem Umbau als „Deutschland" in genau derselben Zeit einen 180 Meilen längeren Kurs zurückgelegt. Die Bremer Schnelldampfer „Kronprinzessin Cecilie", „Kaiser Wilhelm der Zweite" und „Kaiser Wilhelm der Große" hatten die besten Rekords über den längeren Kurs nach Plymouth und Cherbourg mit fünf Tagen elf resp. sechzehn Stunden. Dann sind da noch die „Campania", die „City of Paris", die „Teutonic" und „Majestic", die weniger als sechs Tage zur Ozeanreise benöthigen, und damit ist die Liste erschöpft.

Die verlorene Handschrift.

Eine merkwürdige Geschichte von Franz Ledermann.

Ein deutscher Philologe von einigem Ansehen, Dr. Ottokar Meyer mit Namen, weilte seit längerer Zeit in Alexandrien, um in den dortigen öffentlichen und privaten Bibliotheken nach alten Manuskripten zu forschen. Trotz allen Eifers wollte es ihm nicht gelingen, etwas Besonderes zu entdecken.

Als er eines Abends, müde des vergeblichen Suchens, die Staatsbibliothek verlassen hatte, führte ihn sein Spaziergang in die Vorstadt Pela. Während er dort in Beobachtung des bunten orientalischen Lebens die Gassen durchwanderte, fiel sein Blick wie von ungefähr auf eine alte, baufällige Hütte. Sie war offenbar vor sehr langer Zeit theilweise eingestürzt und dann von ihren Bewohnern verlassen worden, ohne daß sich jemand weiter um sie gekümmert hätte. Der Gelehrte trat mit Interesse näher und entdeckte bald eine schadhafte Thür, die sich ohne Mühe öffnen ließ und den Eintritt in das Innere gestattete. Er trat hinein und überzeugte sich mit kurzem Blick, daß der Innenraum, jeder Einrichtung bar, nur aus den kahlen Wänden bestand. Schon wollte er die Hütte wieder verlassen, als sein Auge auf etwas Glänzendes haften blieb, das aus der Füllung eines geborstenen Pfeilers hervorragte. Von erklärlicher Neugier getrieben, griff Meyer darnach und hielt eine längliche Metallkapsel in den Händen, die sich ohne Schwierigkeit öffnete und der er einen gerollten Papyrus entnahm.

Mit pochenden Herzen rollte der Forscher seinen Fund auf. Wer beschreibt seine Verwunderung und sein Entzücken, als er bemerkte, daß er es mit einem kompletten Exemplar der römischen Geschichte des Livius zu thun hatte, einem Werk, das seit dem Mittelalter für die wissenschaftliche Welt bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen ist! Das vorliegende Exemplar war offenbar, sei es durch Absicht, sei es durch Zufall, in die Zementfüllung des Pfeilers gerathen, hatte hier die Jahrhunderte überdauert und war erst beim Einsturz wieder zum Vorschein gekommen, ohne von einem der spärlichen Gäste der Hütte bemerkt zu werden.

Der Gelehrte zitterte am ganzen Körper, als er den Schatz in Händen hielt, dessen Fund ihn zum berühmten Manne machte und zugleich die Geschichtswissenschaft für weite Perioden des Alterthums auf eine neue Basis stellen mußte.

Als er sich von der ersten Erregung erholt hatte, verbarg er den Schatz sorgfältig unter seinem Rock und begab sich eiligst nach seiner Wohnung, die er bei einer griechischen Wittwe in der Nähe des Hofes inne hatte.

Zu Hause angekommen, entzündete er seine Studierlampe und entfaltete die Urkunde, denn er empfand den glühenden Wunsch, sie noch an diesem Abend vollständig zu lesen und die Wonne zu kosten, als erster moderner Mensch die sagenumwobene älteste römische Geschichte in authentischer Darstellung zu genießen.

Seine Absicht konnte er aber nicht zur Ausführung bringen. Mochte der herbe Geruch des Papyrus die Ursache sein oder trat nach der Aufregung der letzten Stunde die natürliche Reaktion ein — er fühlte sich von einem plötzlichen Schwächeanfall gepackt. So mußte er die Lektüre seines Schatzes auf den nächsten Tag verschieben, und nachdem er den Papyrus, sorgfältig in der Kapsel verschlossen, auf ein Tischchen zu Häupten seines Bettes niedergelegt hatte, warf er sich halb ausgezogen auf sein Lager, wo er nach wenigen Sekunden entschlummerte.

* * *

Er mochte etwa zehn Minuten geschlafen haben, als er durch ein sonderbares Geräusch geweckt wurde, über dessen Herkunft er sich zunächst keine Rechenschaft geben konnte. Bald aber bemerkte er beim Schein des Mondes, der sein Zimmer mäßig erhellte, daß die Unruhe von der Papyrusrolle ausging. Mit Schrecken und Verwunderung mußte er sehen, daß die Rolle auf dem Tischchen krampfhaft, gewissermaßen in Zuckungen, hin und her rollte, sich aufbauschte und zeitweise die Form veränderte, ganz als ob ein lebendiges Wesen sich darin befände, das mit allen Kräften seine Hülle zu zersprengen trachtete. Und endlich gab der Deckel mit leichtem Knallen nach, und aus der Oeffnung tauchte die winzige Gestalt eines Menschen in antikem Gewande auf, der schnell zur Lebensgröße erwuchs, mit leichtem Sprunge das Tischchen verließ und neben Meyers Lager trat.

„Livius!" hauchte der Gelehrte, der den geheimnißvollen Vorgang mit wachsender Verwunderung beobachtet hatte.

Der räthselhafte Fremdling machte eine anmuthige Verbeugung, die die Nennung seines Namens als richtig bestätigte und zugleich eine Art Begrüßung bedeuten mochte, dann forderte er durch eine weitere Geste Meyer auf, ihm zu folgen.

Dieser wollte mit Rücksicht auf seine mangelhafte Bekleidung einen Aufschub erbitten, aber der Römer schlang mit entschiedener Bewegung seine Toga um ihn. Meyer fühlte, wie ihm der Boden unter den Füßen entschwand, und ein kühler Wind verrieth ihm gleichzeitig, daß sie das Zimmer verlassen haben mußten und sich im Freien befanden. Von seiner Umgebung vermochte er aber trotz aller Anstrengung in der Dunkelheit nichts zu erkennen.

„Wohin fliegen wir?" wagte er endlich schüchtern zu fragen.

„Ins Land der Zukunft," lautete die kurze Antwort.

„Kann man denn in die Zukunft blicken?" fragte Meyer etwas muthiger.

„Wer die Vergangenheit kennt, kennt auch die Zukunft," entgegnete der Römer. „Jetzt schweige und merke wohl auf."

Der Gelehrte bemühte sich, mit seinen Sinnen die Umwelt zu durchdringen. Er hatte den Eindruck, daß die Finsterniß etwas nachließ. Sie glitten scheinbar in einem schmalen Hohlweg dahin, dessen Wände sich wie mächtige Häuser in greifbarer Nähe rechts und links erhoben. Das Merkwürdige war nun, daß diese Häuser nicht stillstanden, sondern wie gewaltige Schiffe in ruhiger Fahrt rechts und links an ihnen vorüberglitten. Nach einigen Sekunden machte er die weitere Entdeckung, daß diese Hausreihen nicht vollständig dunkel waren, sondern hier und da verschwommene Lichtpunkte, wie gedämpft erleuchtete Fenster, besaßen. Er gab sich jetzt Mühe, genauer hinzublicken, und bemerkte, daß die Lichtstrahlen von Studirlampen mannigfacher Art ausgingen, die auf Tischen und Pulten standen. Vor diesen saßen Männer mit ernsten, brillengeschmückten Augen und zerzausten, strähnigen Haaren. Rechts und links von ihnen waren dicke Bücher aufgethürmt, aus denen sie dauernd Auszüge herzustellen schienen. Auch glaubte Meyer das Kratzen ihrer Federn, wenn sie Notizen machten, wie einen feinen, singenden Rhythmus zu hören. Von Zeit zu Zeit ließen die Gelehrten die Feder müde sinken, fuhren mit der Hand über die Stirn und murmelten, während ein sehnsüchtiges Lächeln über ihre gefurchten Züge glitt, ein kurzes Wort, immer das gleiche, welches Meyer aber niemals recht verstand.

„Wer sind diese, und was thun sie?" fragte er endlich seinen schweigsamen Begleiter.

„Das sind die Philologen der künftigen Zeiten aus aller Herren Länder. Durch deinen Fund ist die Geschichte und Philologie auf eine neue Basis gestellt. Ein Jahrhundert wird nöthig sein um die Fülle des Neuen dem altbekannten ebenbürtig durchzuarbeiten. In Hunderten von Kommentaren wird diese Riesenarbeit vollbracht. Der „Papyrus Meyer", mein von dir neu entdecktes Werk, bildet die Lebensbeschäftigung aller dieser Tausende. Als deine Diener, als Verkünder deines Ruhmes sind sie jahraus, jahrein thätig, und das Räthselwort, das ihre Lippen in den kargen Momenten der Ruhe aussprechen, in einem Gemisch von Bewunderung und Neid, es lautet: Meyer!"

Unseren Gelehrten ergriff bei diesen Worten ein unsägliches Glücksgefühl. Er merkte, wie ihm die Thränen kamen, so daß er im Uebermaß der Ergriffenheit einen Moment die Augen schließen mußte.

Als er sie wieder öffnete, sah er noch immer rechts und links die Lampen aufleuchten und in ihrem Schein eifrig arbeitende Menschen, zugleich aber machte er die merkwürdige Entdeckung, daß die Gesichter nicht mehr den früheren ähnelten. Er erblickte Knaben und Jünglinge, elend und abgespannt, die mit nervösen Händen dicke Folianten wälzten, während ihre gerötheten Augen auf dem Buch gerade vor ihnen hafteten. Von Zeit zu Zeit schlossen sie, wie von Müdigkeit überwältigt, die Augen und stützten den Kopf mit der Hand, während ihr Mund voller Bitterniß ein Wort vor sich hin murmelte.

„Und wer sind diese?" fragte mit einem Gefühl des Unbehagens der Gelehrte.

„Das ist die Jugend, die die neu aufgefundenen Liviusbücher präparirt", erwiderte sein Begleiter, „durch deinen Fund hat sich der zu bewältigende lateinische Lehrstoff verdoppelt. Zwei neue Unterrichtsstunden mußten täglich neu eingefügt werden. Müde und überarbeitet hocken die Jünglinge während der Nacht über den Büchern. Mehr als je fühlen sie sich um ihre Jugend betrogen, und das Wort, das ihre bitteren Lippen in den kurzen Ruhepausen, die sie sich gönnen, murmeln, es lautet: Meyer!"

Und plötzlich hatte der Gelehrte das Gefühl, als wenn die Häuser rechts und links auf ihn eindrängten; immer intensiver strahlten die Lampen; auf allen Seiten sah er bleiche, überspannte Jünglingsgesichter, und aus aller Munde tönte ihm das furchtbare Wort entgegen. Kaltes Entsetzen lief ihm über den Rücken. Er hatte plötzlich die Angst, daß sein Gefährte ihn hilflos seinen Feinden preisgeben könnte. Mit verzweifelter Kraft griff er in die Toga . . .

Da gab es einen starken Knall und Meyer erwachte.

Das erste Dämmern des Tages drang durch das Fenster. Alles im Zimmer war unverändert, nur das Tischchen mit der Kapsel war durch eine heftige Armbewegung des Schläfers umgestürzt. —

In der Frühe des Morgens gleich ein gebeugter Mann mit müden Schritten durch die Vorstadt Pela. Unter seinem Mantel hielt er einen länglichen Gegenstand verborgen. Als er in die Nähe einer zerfallenen Hütte gelangt war, sah er sich einen Augenblick nach allen Seiten scheu um. Dann, sicher, nicht beobachtet zu werden, ging er in das Innere der Hütte, die er wenige Sekunden später ohne jenen Gegenstand wieder verließ. Mit gesenktem Haupt schlich er dann langsam zum Hafen herab, um das nächste Schiff nach Europa zu besteigen.

Man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Wahrscheinlich hat er einen an diesem Tage abgehenden italienischen Dampfer benutzt, der den im östlichen Mittelmeer häufigen Herbststürmen zum Opfer gefallen ist. —

Und die Gelehrten der ganzen Welt, denen für die Kenntniß der älteren römischen Geschichte jede sichere Unterlage fehlt, sie ahnen nicht, daß in einer eingefallenen Hütte der Vorstadt Pela bei Alexandrien, in der Höhlung eines Pfeilers ein komplettes Exemplar der römischen Geschichte des Livius liegt, die all ihre Zweifel in einem Augenblick lösen könnte.

Bedenke das Ende!

Ein schlichter junger Mann hat die wohlbetagte Tochter eines Rentiers mit eigener Lebensgefahr aus dem Fluthen gerettet. Der glückliche Vater dankt ihm mit überschwenglichen Worten; doch als der muthige Retter merkt, das er als Schwiegersohn aus der Affaire hervorgehen könnte, unterbricht er ihn: bitte, bitte, Herr . . . aber . . .